

Nr. 249. Bromberg, den 29. Oktober 1933

Ein Mann springt in die Spree!

Roman von **Nikolaus Wesel.**

(2. Fortsetzung.)

Er mußte sich beinahe gewaltsam losreißen. Eine Flut von Farben bannte das Auge und blendete den Blick. Aber offenbar war niemand geblendet worden, kein Mäzen hatte sich hierher verirrt, die Bilder hatten sich angesammelt, ohne Liebhaber zu finden. Es schien begreiflich, daß der Urheber all dieser Kunstwerke schließlich müde geworden war und den Kampf für immer aufgegeben hatte.

Augenscheinlich hatte er seine Arbeitsstätte verlassen, ohne irgendwelche Anordnungen für den Fall zu treffen, daß er nicht wiederkehren würde. Auf dem Tisch in der Mitte des Raumes lagen noch Farbentuben durcheinander, dazwischen Teller mit Bestecken, die bezeugten, daß vor kurzem an diesem Platz noch eine Mahlzeit eingenommen worden war.

An einem Regal hingen ein Mantel und zwei Hüte, auf einem der Stühle lag ein farbenbeklexter Kittel. In einer Vase welkten Blumen. In einer Ecke verstaubte ein unverschlossener, klaffender Handkoffer.

Freese betrachtete benommen dieses Durcheinander. Er suchte nach einer Aufzeichnung, die der Maler Stuckering hinterlassen hatte und in der er irgendwelche Verfügungen getroffen haben konnte. Nirgends ein Brief oder wenigstens ein Zettel! Es war dem Selbstmörder zweifellos ganz gleichgültig gewesen, was nach seinem Verschwinden geschah, und er hatte ja auch in Anbetracht seiner selbstgewählten Todesart für eine Beerdigung keine Sorge zu tragen brauchen. Alles übrige hatte er einer überlebenden Welt anheimgestellt, die bis dahin von ihm Notiz zu nehmen nicht für nötig gefunden.

Freese bemerkte, daß hinter einem Vorhang, der ihm bisher entgangen war, sich noch ein zweiter Raum anschloß. Hier befand sich jedenfalls die Schlafgelegenheit. Er schlug den Vorhang beiseite, und tatsächlich war es hier wohnlich eingerichtet: ein großer Schrank, noch ein Tisch, einige Stühle, ein breites Messingbett, ein Sofa.

Und jetzt erst sah er — — Heiliger Himmel, auf dem Sofa lag jemand! Eine regungslose Gestalt, die halb auf den Boden herabgeglitten war. Eine noch junge Frau — —

Freese stand wie erstarrt. Er wagte keinen Schritt näher zu tun; sie konnte ja jeden Augenblick erwachen und ihn zur Rede stellen!

Sie rührte sich nicht —? Aber in dieser höchst unbequemen Lage konnte sie doch unmöglich schlafen! Er schlich auf Zehenspitzen heran. Auf dem Boden, dicht bei ihr, breitete sich eine kleine, dunkelrote Lache aus: — Blut!

War die Frau tot?!

Freese schauerte vor Erregung. Da war er ja in eine böse Geschichte hineingeraten! Jetzt sah er auch auf dem Boden einen Revolver liegen, einen gewöhnlichen, altmodischen Trommelrevolver. Also ein zweiter Selbstmord! Oder — überstürzt überlegte er — es konnte auch sein, daß Stuckering die Frau aus irgendwelchen Gründen erschossen, dann Angst bekommen und — weil Flucht aussichtslos schien — sich selbst umzubringen beschlossen hatte.

Verwünscht, da konnte er in des Teufels Küche kommen! Was nützte es viel, wenn er das Atelier wieder verließ? Die Bluttat würde über kurz oder lang entdeckt werden und man würde ihn als den vermeintlichen Stuckering, als der er sich ohne Widerspruch hatte feststellen lassen, des Verbrechens verdächtigen.

Die Tote konnte nicht mehr für ihn zeugen. Der wirkliche Täter war nun auch tot. Leugnete Freese, der Gesuchte zu sein, so machte er sich nur noch verdächtiger und belastend wirkte überdies der vermeintliche Selbstmordversuch.

Kaltes Entsetzen legte sich wie Nebel über sein Gehirn. Was dieser erste Abend in Berlin über ihn brachte, war ein bißchen viel! Die Sorge, wie er selbst heil aus der ganzen unheimlichen Geschichte wieder herauskam, erstarb aber in dem starken menschlichen Mitgefühl mit den Opfern dieser Tragödie. Es ist etwas anderes, ob man darüber nur einen lakonischen Bericht in der Zeitung liest oder unvorbereitet Zeuge wird.

Aber du gütiger Himmel, was sollte er jetzt nur tun? Er konnte sich doch nicht einfach wie ein Dieb aus dem Haus schleichen und die Tote hier in ihrem Blut liegen lassen!

Zögernd trat er ganz nahe an sie heran und beugte sich über sie. Sie war völlig angekleidet. Die Ärmste mußte noch sehr jung gewesen sein. Auch in der krampfhaften starren Lage war die schlanke Gestalt noch von natürlicher Anmut. Über das Gesicht hatte sich im Abgleiten von dem Sofa die Decke gezogen, Freese sah in dem düsteren, unzulänglichen Licht der Deckenbeleuchtung nur das seidiggelockte mattblonde Haar.

Es kostete ihn Überwindung, die Decke vom Gesicht der Leblosen wegzuziehen — und dann erstarrte er in schmerzlichem Staunen. Bezaubert schaute er auf das totenblasse Gesicht, — es war wundersam wie das Marmorgesicht einer griechischen Göttin, war von einer Schönheit, die ihm den Herzschlag stocken machte. Ein wilder Schmerz zuckte auf in ihm, trotzige Auflehnung gegen ein sinnloses, hartes Schicksal, das dieses holde Lebenswunder getötet hatte.

Erschüttert, gezwungen zu scheuer, ehrfürchtiger Zärtlichkeit, legte er seine Hände um das liebliche Frauenhaupt — —

Da fuhr er hoch in einem jähen Aufruhr der Freude —: seine Hände hatten nicht den kalten Tod berührt. Die Fremde lebte! Die Stirne, ihre Wangen fühlten sich warm an. Kein Zweifel, sie lebte —!

Mit einem Schlag war Freese wie verwandelt. Alle Unsicherheit war von ihm gewichen. Er mußte helfen! Vielleicht war die Verwundete noch zu retten, jede verlorene Minute konnte entscheidend sein!

Mit zarten Händen und äußerster Vorsicht versuchte er, ihren Oberkörper aufzurichten, aber sie lastete schwer auf seinem Arm und blieb unbeweglich wie zuvor. — Dann, als er den Arm zurückzog, fiel sie dumpf und steif zurück wie eine Puppe.

Aber nun geschah etwas, das ihm wieder in frohem Erschrecken das Herz höher schlagen ließ: die Leblose schlug die Augen auf. Sie öffnete sie ganz langsam, sichtlich ohne noch zu klarem Bewußtsein zu erwachen, warf nur einen halbgebrochenen Blick auf den fremden Samariter und hauchte kaum hörbar: „Wasser!"

Freese, glücklich, sich wenigstens in einer Weise betätigen zu können, stürzte davon, entdeckte eine Kochnische mit Wasserleitung, eine Teetasse fiel ihm in die Hände und er kehrte mit dem Gewünschten zurück. Als er die Verwundete nun stützte, um ihr Wasser einzuflößen, traf ihn wieder ihr Blick, diesmal klar, erstaunt und forschend. Aber sie war viel zu schwach, um sprechen zu können. Selbst das Schauen schien sie zu sehr anzustrengen. Langsam sanken ihr die Augen zu. Sie trank schluckweise, nippend, mit geschlossenen Lidern, stöhnte leise und sank wieder besinnungslos zurück.

Nun war keine Zeit mehr zu verlieren, mochte kommen, was da wollte! Hier lag ein Mensch vielleicht im Sterben, man mußte versuchen, Hilfe zu bringen.

Freese griff nach dem Schlüsselbund und lief auf die Straße hinab. Die kleine Kneipe war noch offen. Er murmelte etwas von „plötzlichem Unglücksfall", bat hastig, telephonieren zu dürfen und rief das Rettungsamt an.

Der Wirt wurde aufmerksam und erkundigte sich: „Ist's denn sehr schlimm?"

Freese zuckte die Achseln: „Weiß ich selbst noch nicht. Hoffentlich nicht! Sie muß den Kopf verloren haben, sie hat mit dem Revolver . . ." Er hielt seine Äußerungen sehr vorsichtig, um sich nicht durch irgend ein Wort verdächtig zu machen.

Aber der Wirt zeigte keinerlei Argwohn, er bekundete nur Teilnahme und aus seinen Worten konnte Freese immerhin einiges Wissenswerte erfahren. Vor allem, daß die Frau die Gattin Stuckerings war, daß sie in letzter Zeit ein gedrücktes Wesen an den Tag gelegt hatte, und daß der Wirt sie, wenn auch nur flüchtig, kannte, während er den Maler Stuckering offenbar nie zu Gesicht bekommen hatte. Das war ein Glück für Freese. Der Wirt nahm ohne weiteres an, daß er der Gatte sei.

Zehn Minuten später stand das Krankenauto vor dem Haus. Ein junger Arzt und zwei Wärter mit einer Bahre ließen sich den Weg zeigen. Alles ging ziemlich geräuschlos vor sich.

Oben gab Freese, jetzt bereits recht geläufig, seine Geschichte zum Besten: er habe beim Betreten des Ateliers die Frau bewußtlos vorgefunden und zu seinem Entsetzen feststellen müssen, daß sie schwer verwundet war — und da sei er gelaufen und habe angerufen.

Der Arzt horchte nur mit halbem Ohre hin. Er war sicherlich an Tragödien aller Art gewöhnt. Er vertiefte sich sogleich in die Untersuchung der Verletzten, entblößte ohne Umstände ihren Oberkörper und stellte in sachlichem Tone fest: „Eine tiefe Fleischwunde oberhalb der linken Hüfte, nicht ungefährlich schon wegen des starken Blutverlusts. Aber wir wollen das Beste hoffen! Soviel ich sehe, ist der Schuß aus allernächster Nähe abgefeuert worden, also wohl ein Selbstmordversuch. Oder halten Sie das für unwahrscheinlich?"

Man hörte, daß der Arzt die Frage stellte, nur um einer Pflicht zu genügen, daß er aber an der Richtigkeit seiner Behauptungen kaum zweifelte. Ein etwaiges Familiendrama aufgerollt zu bekommen, verspürte er sicherlich keine Lust. Sollte der Fall anders liegen, würde die Frau schon reden morgen.

Freese erwiderte etwas von „Niedergedrücktheit in den letzten Tagen". Dem Arzt genügte es. Er warf einen flüchtigen Blick auf die Umgebung, die hinreichend auf mißliche Verhältnisse schließen ließ. In Berlin kamen täglich so viele Selbstmorde und Selbstmordversuche wegen materielle Notlage vor. Hier war einer mehr.

„Und nun bitte die Personalien!" verlangte der Arzt.

Freese hielt den Paß hin.

Der Arzt notierte. „Jetzt noch den Vornamen Ihrer Gattin, Herr Stuckering!"

„Ulrike", log Freese aufs Geratewohl; ihm war just dieser Name eingefallen. Es war ja gleichgültig, er durfte ja nicht zögern, irgendeinen Namen mußte er angeben.

„So, und nun Kopf hoch! Ihre Frau wird hoffentlich in ein paar Wochen wieder auf den Beinen sein. Wir schaffen sie jetzt ins Urban-Krankenhaus, in einigen Tagen werden Sie sie besuchen können. Sie müssen nur vorher nachfragen."

Freese nickte dankend. Jetzt, wo die erste Aufregung sich legte, kam ihm das alles wie ein verwirrender, unwahrscheinlicher Traum vor. Auch ein dunkles Verwundern war in ihm: merkte denn der Arzt gar nicht, wie bezaubernd schön die junge Frau war, die nun wie tot, lang ausgestreckt auf der Bahre lag? Er selbst konnte den Blick nicht wenden von ihrem blassen Gesicht, das vorhin — auf eine bange Minute — zwei herrliche rätselhafte Augen erhellt hatten.

Der Transport zog ab. Freese blieb allein zurück. Und plötzlich schlug die Einsamkeit in dieser unglückseligen Dachwohnung wie eine kalte Woge über ihm zusammen. Er fror und war mit einemmal todmüde und erschöpft, wie nach einer ungeheueren Anstrengung. Mechanisch griff er in die Rocktasche nach einer Zigarette, aber seine Hand fand nur das Notizbuch Georg Stuckerings. Ach so, es war nicht sein eigener Rock. Ein seltsames Gefühl durchrieselte ihn, als hätte er sich schon halb und halb seines eigenen Ichs entledigt.

Er war eigentlich ein mutiger Bursche, aber er brachte es nicht über sich, noch einmal in das Atelier mit den vielen Bildern Georg Stuckerings hinüberzugehen, als führte dort der tote Maler, dessen verzerrtes, fahles Gesicht er nicht vergessen konnte, auf geheimnisvolle Weise sein Leben weiter. Hier im Schlafraum, wo er die todwunde Frau gefunden, fühlte er sich irgendwie gefeit gegen ihn. Eine vage Zärtlichkeit schwang in ihm, in seinen Händen war gleichsam noch ein süßer Nachklang von der leisen Wärme ihrer Wange, ihres Lebens — —

Endlich, als es ihn nicht mehr auf den Beinen litt vor Müdigkeit, warf er sich angekleidet auf das Bett und schlief rasch ein.

V.

Am nächsten Morgen beim Erwachen mußte er sich erst besinnen, wo er war, und als ihm nun alles wieder einfiel, war er rasch aus dem fremden Bett. In ein seltsames Abenteuer war er da geraten! Freilich, jetzt bei Tageslicht — draußen lag helle Sonne auf Häusern und Dächern — nahm sich alles anders aus, als in der Nacht, und der angeborene Optimismus Arnold Freeses kam wieder zum Durchbruch.

Zunächst machte er einmal Toilette und dann meldete sich gesunder Appetit. Vor allem mußte einmal gefrühstückt werden, bevor er mit sich selbst Kriegsrat hielt und überlegte, was zu tun war.

Auf gut Glück sah er hinaus vor die Eingangstüre — er hatte sich nicht verrechnet: dort stand eine Flasche Milch und lagen Brötchen. In der Umgebung der Kochnische entdeckte er auf einem Wandbrett eine Büchse mit Tee. Famos, da konnte er ja frühstücken.

Erst als er zwei Tassen heißen Tee hinuntergegossen hatte und sich erfrischt und angeregt fühlte, ging er ernstlich dem Problem zuleibe, was nun zu geschehen hatte.

Vor allem, daran war nicht zu deuteln, er stand an einer Weggabelung: entweder er versuchte schleunigst einen dicken Strich unter das gestrige Abenteuer zu ziehen, verdrückte sich sachte aus Berlin, kehrte reumütig und ein wenig überraschend in die Arme seiner lieben Verwandten zurück, um klein und häßlich das Anerbieten von Freese senior doch noch anzunehmen. Der Gedanke schmeckte verwünscht sauer. Oder aber er blieb in Berlin, mit keinem anderen Ausweis als dem Paß des seligen Malers Georg Stuckering, ohne weitere Habseligkeiten als dem, was er am Leibe hatte, — auch davon war der Rock nur „geliehen" — und mit einem Zehrgeld für höchstens drei Wochen. Die Polizei, der Kneipenwirt, der Arzt kannten ihn als Georg Stuckering — — Ach ja, auch diese Möglichkeit war nicht zu Ende zu denken, ohne ins Gestrüpp recht unangenehmer Überlegungen zu kommen! Guter Rat war wieder einmal teuer, wie leider schon so oft in den letztvergangenen neun Jahren!

(Fortsetzung folgt.)

Zwischen Grenzern und Paschern.

Von Kurt A. St. Jentkiewicz.

(Schluß.)

Die Ärmsten der Armen.

Wir fahren Tagesstreife durch den Wald. Nicht auf den breiten Straßen, sondern durch die engen Wege und Schneisen des dichten grünen Domes. Vor uns trottet der Suchhund, ein großer schwarzer Schäferhundrüde, vor dem die Schmuggler eine höllische Achtung haben.

Uns trieb keine besondere Aufgabe hinaus. Nur mal nachsehen wollten wir, wie es im Revier aussieht. Und Spuren suchen. Das nämlich ist ungeheuer wichtig. Denn dort, wo in der Nacht eine Kolonne lief, findet man rechts und links vom Wege Zigarettenreste und das Papier jener schmalen holländischen Schokoladenstreifen, die von den Trägern so gern gekaut werden. Die Schmuggler wissen, daß sie ihre Pfade dadurch verraten; es wird ihnen von den Führern immer wieder verboten, zu rauchen oder Papier fortzuwerfen — aber abzugewöhnen ist ihnen das nicht.

Eignet sich der Boden, so lassen sich auch Fußspuren finden. Besonders, wenn es geregnet hat, sieht man deutlich das Muster der Gummisohlen, die hier an der Grenze mit Vorliebe an den „leisen" Schuhen getragen werden. Aber auch andere Zeichen hat der Zöllner. Da stellt er einen unscheinbaren Ast über einen verdächtigen Weg, dort spannt er einen Faden. Sind die Zeichen umgeworfen oder zerrissen, dann weiß er: Hier ist etwas gelaufen.

Ein paar Burschen kommen uns entgegen. Sie ziehen überhöflich die Mützen. Aber kaum sind wir an ihnen vorbei, da legen sie die Hände zur Muschel an den Mund und rufen, so laut sie können: „Hans! Hans!" Das ist so üblich. Wer einem Grenzer begegnet, erhebt warnend seine Stimme. Da es aber gefährlich ist, Grenzer oder Zollbeamter zu rufen, weil man sich sonst der Beihilfe schuldig machen würde, dient der Name Hans als Warnruf der Schmuggler im Westen.

Jedoch — die Warnung hat nichts genützt. Zwei Frauen laufen uns in die Arme. „Halt! Grenzbeamter!" Wir steigen von den Rädern und fragen die beiden nach zollpflichtiger Ware. Jede von ihnen hat ein Weißbrot unter dem Arm, ein schönes, großes holländisches Brot, das drüben ein paar Pfennig, in Deutschland aber mindestens eine Mark kostet.

Sie jammern. Sie wissen, daß die Beamten verpflichtet sind, ihnen die Brote abzunehmen. Aber die Frauen haben arbeitslose Männer zu Haus und die Stube voll hungriger Kinder. Wir bringen es nicht übers Herz, ihnen das Brot fortzunehmen. Nur durchbrechen müssen wir es, damit es für den Verkauf wertlos wird.

Gegen die Vorschrift? Gewiß, aber ich habe es erlebt, daß die Beamten, wenn sie schon nicht anders konnten, den Schmugglern das Geld für die abgenommenen Brote aus der eigenen Tasche wiedergegeben haben, wenn der Hunger die armen Teufel über die Grenze getrieben hatte.

„Man sollte das Herz zu Hause lassen, sobald man in den Dienst geht", sagt der Postenführer, der seit Kriegsende Grenzdienst macht, „die Not ist so unendlich groß. Aber das Herz kann man ja nicht abschnallen wie ein Koppel. Leider." Wir fahren weiter. Jetzt an der Grenze entlang. Man kann von hier aus weit hineinschauen nach Holland, und von der Maas her hört man das klagende Rufen der Schiffssirenen.

Vor uns raschelt es im Gebüsch. Wir springen ab und gehen in Deckung. Zu spät. Die Frau hat uns gesehen und rast nun den steilen Abhang hinab nach Holland hinein. Sie lacht schallend und winkt mit einem Paket. Das hat sie herüberschmuggeln wollen.

Die Beamten winken zurück. Sie kennen die Frau. Es ist die „Kaschemmenjule" — ein „dolles Luder", wie mir verraten wird. Ja, es sieht so aus, als hätten wir Pech an diesem Nachmittag. Erst die Sache mit den Broten, dann die Begegnung mit der „Kaschemmenjule", die leider fixer war als wir, und schließlich stellen wir einen Mann, der einen Sack mit zehn Pfund Mehl unterm Arm hat. Auch ein Arbeitsloser. Das Mehl wird er los. Es geht nicht anders, aber da er uns einen kleinen Wink gibt, wird die Anzeige „gegen Unbekannt" erstattet werden.

Das geschieht oft. Bei Kleinigkeiten können sich die Schmuggler loskaufen. Und ob der Tip gut ist, werden wir sehr bald festgestellt haben. War er es nicht, dann fällt der Schmuggler immer noch hinein.

In rasender Fahrt geht es nun einen ganz engen Waldweg entlang. Ich habe große Mühe, meine Begleiter nicht aus den Augen zu verlieren, denn alle zwanzig, dreißig Meter falle ich in hohem Bogen vom Rad. Der Zeitungsmann ist es eben nicht gewöhnt, im Grenzwald spazieren zu fahren, ganz und gar nicht in diesem höllischen Tempo.

Nun liegen wir wieder auf der Lauer. Wenn der Mann mit dem Mehl uns nicht angelogen hat, werden wir hier etwas erwischen. Wir haben uns so postiert, daß wir die Schmuggler in die Zange nehmen können, aber kaum habe ich meinen Standort erreicht, da knallt es schon rechts von mir. Auch von links wird geschossen. Ich reiße die Pistole heraus und feuere ebenfalls, denn die Erfahrung hat gelehrt, daß die Verwirrung der Schmuggler wächst, je mehr geschossen wird.

Ein Mann ist in der Zange, ein Mann, der ein mit drei Zentnersäcken beladenes Rad vor sich her schiebt. Er kam mitten durch den Wald, wurde angerufen, dachte aber nicht daran, stehenzubleiben. Wir laufen hinter ihm her, und obwohl wir von drei Seiten kommen und dauernd schießen, springt er — das schwerbeladene Rad nicht aus der Hand lassend — immer Deckung nehmend von einem Baum zum andern.

Wir sind schnell, wir sind auch beweglich, denn unsere Räder haben wir im Stich gelassen — und doch, wir können es mit dem Schmuggler nicht aufnehmen. Ehe wir ihn erreichen, hat er die rettende Grenze erreicht, die uns Halt gebietet.

Schimpfend und schnaufend wandern wir wieder zu unseren Rädern. Der Tip des Mannes mit dem Mehl war gut, wir können auch dem Schmuggler nicht böse sein. Alle Achtung, der konnte laufen. Nur uns selbst dürfen wir Vorwürfe machen, daß er uns doch entschlüpfte. Und das tun wir gründlich. Es ist eben ein verpatzter Tag, von denen es viele gibt im Grenzerdasein.

Noch zwei Kinder mit Brot begegnen uns. Wir lassen sie laufen, ohne sie erst anzuhalten. Aber ehe es zum Dienstkasten geht, statten wir dem kleinen Bahnhof noch einen Besuch ab. Einen ganz flüchtigen nur.

„Sehen Sie sich mal diese Eierkiste an!" fordert mich der Postenführer auf, als wir im Güterschuppen stehen. Ich gebe mir die größte Mühe, etwas Verdächtiges zu entdecken. Vergeblich. Der alte Grenzer lacht und erklärt dem erstaunten Bahnbeamten, daß er die Eierkiste beschlagnahmen müsse. „Warum denn?" — „Machen Sie sie nur auf!" Und als die Verschnürung gelöst wird, stellt es sich heraus, daß die Kiste auch noch vernagelt ist. Eine vernagelte Eierkiste?

Die Köpfe der Nägel waren es nämlich, die dem Zöllner auffielen. Ja, statt der Eier finden wir zwanzig Kilo Dobbelmann, guten holländischen Feinschnittabak, der — wundervoll gepreßt und sorgsam verpackt — nach München-Gladbach gehen sollte. Nun allerdings muß er zum Zollamt wandern.

— Ende. —

Hollywood zieht nach London um.

Der Aufstand der Filmprominenten gegen Roosevelt.

Aus London wird uns geschrieben:

Hollywood ist in den letzten 10 Jahren zu einem Begriff geworden, nicht nur für Amerika, sondern für die ganze Welt. Wieviel Elend hinter den Kulissen dieser Scheinwelt auch verborgen gewesen sein mag, dem Fremden war es das Paradies der Schönheit, der Kunst, der Berühmtheit, des Reichtums, des lockenden, lachenden Lebens, der Brennpunkt aller Wünsche und das Ziel aller Sehnsucht. Millionen werden dort wöchentlich an Löhnen, Gehältern und Gagen gezahlt, Millionen wurden ausgegeben, und Millionen gingen aus der ganzen Welt dort ein. Die Märchengagen rentierten sich Jahre lang für die Filmgesellschaften, deren Filme bereits verpachtet waren, ehe sie gedreht wurden.

Die Weltwirtschaftskrise ging in Hollywood nicht spurlos vorüber. Die Zahlungen der Filmpächter wurden stockend, da die immer mehr um sich greifende Weltarbeitslosigkeit dem Besuch der Lichtspielhäuser gewaltigen Abbruch tat. Aber immer noch wurden in Hollywood Filme über Filme gedreht, die Unsummen an Kosten verschlangen und trotz der schlechten Wirtschaftslage noch gewinnbringend verpachtet werden konnten. Ganz Amerika, die Lieferanten, die Handwerker und nicht zuletzt der Staat verdienten immer noch gewaltig an diesem Filmparadies, das zugleich eine Filmhölle war.

Erst in diesem Jahr brach über Hollywood die Dämmerung herein.

Ein Teil der Filmgesellschaften brach zusammen, die anderen Produktionsfirmen reduzierten ihre Herstellung. Das glanzvolle Gebäude erwies sich als Kartenhaus, das diesem Sturm nicht gewachsen war. Immer mehr häuften sich die Fälle, in denen Stars ihre Prunkvillen verlassen mußten, ohne Käufer für sie zu finden, in denen Dienstbooten keinen Lohn bekamen und nichts zu essen hatten, weil die Herrschaften geglaubt hatten, der Quell, aus dem sie schöpften, wäre unversiegbar. Trotz dieses Niedergangs und der Fülle der Zusammenbrüche konnte sich aber immer noch eine Anzahl von Stars behaupten, die nach wie vor ihre Märchengagen erhielten. Aber die Zahl dieser Prominenten ist immer geringer geworden. Der Stern der Filmstadt Hollywood ist im Erblassen.

Hollywood liegt im Sterben. Es hat keinen schönen Tod. Sein Ende ist begleitet von häßlichem Zank und Aufruhr, der um die Gagenhöhe der übrig gebliebenen Stars entstanden ist. Der Erbe aber bereitet schon alles vor, um den Nachlaß würdig und profitvoll zu verwalten.

Der Erbe ist London,

vor dessen Toren eine neue Filmstadt im Aufbau ist, deren Gründer alle Erfahrungen und Lehren Hollywoods nutzbar machen, aber alle Fehler und Schwächen vermeiden wollen. Die Produktionsleiter, das technische qualifizierte Personal und die Manager der Stars bemühen sich, in die Londoner Produktion eingegliedert zu werden, — Hollywood zieht nach London um!

Eine Verschiebung des Welt-Film-Zentrums von Amerika nach England würde die amerikanischen Finanzen erheblich verschlechtern. Die Lage ist viel ernster, als sie gemeinhin aussieht. Präsident Roosevelt tut darum alles, was seiner Ansicht nach Hollywoods Gesundung wieder herbeizuführen kann. Als Hauptursache für den Ruin der Filmstadt sieht er die unverhältnismäßig hohen Gagen an, die die Stars in Hollywood erhielten und zum Teil heute noch bekommen. Der Präsident wandte sich an den amerikanischen Filmzar William Hays und veranstaltete mit ihm zusammen eine Enquete über die Einkommen der Hollywoodstars. Als diese Untersuchung veröffentlicht wurde, zeigte sich der Gagentaumel, der Hollywood zugrunde gerichtet hat.

Besonders empören die Gagen der Filmkinder.

Ein Jackie Coogan verdient jährlich 250 000 Mark, während zweitklassige Filmkinder ein Jahreseinkommen von „nur" 60 000 Mark haben. Greta Garbo erhält für 2 Filme im Jahre rund 1 Million Mark, Marlene Dietrich muß im Jahr 3 Filme drehen, um ein Einkommen von 900 000 Mark zu haben. Annähernd auf das gleiche Einkommen sind Maurice Chevalier, Mary Pieckford, Harold Lloyd, Marie Dreßler, Charlie Chaplin, Constanca Bennet, Richard Barthemeß und Will Rogers gekommen.

Aber die Stars lassen sich die Indiskretion Roosevelts nicht ohne weiteres gefallen. Während die kleinen Künstler von dem Vorgehen des Präsidenten begeistert sind, verursachen die Prominenten mit einem Kreuzfeuer von Gehässigkeiten großes Aufsehen. Roosevelt kümmert sich nicht darum, er will die Gesundung der amerikanischen Filmstadt erzwingen.

London nutzt aber diesen Eifer des amerikanischen Präsidenten aus,

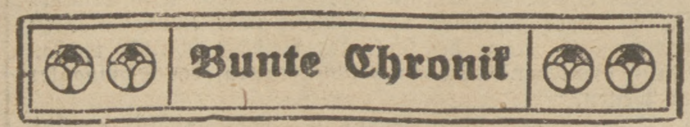
um die Lieblinge der Welt nach London zu locken, allerdings ohne sich anscheinend zu überlegen, ob es bessere Geschäfte machen wird, wenn es weiterhin Märchengagen zahlt.

Die gesamte Londoner Kunstwelt ist in Aufregung über den Ausbau des englischen Films, und neben dem Umzug Hollywoods nach London gibt es nur noch ein Gesprächsthema, das mit demselben Interesse behandelt wird: Die Rache der „Dubarry". In der vorigen Theatersaison gastierte eine deutsche Schauspielerin in der Operette „Die Dubarry" (die in Berlin mit Gitta Alpar in der Titelrolle uraufgeführt worden war), die zu dem begabtesten deutschen Nachwuchs gerechnet wurde: Anny Ahlers. Die Künstlerin, bei der Premiere noch jung, schön und gesund, bekam wenige Tage danach einen Nervenchoc und stürzte sich vom Balkon ihrer Wohnung auf die Straße. Nach ihrem Tod übernahm die Londoner Soubrette Evans die Rolle der Dubarry. Sie spielte kurze Zeit, dann kam sie bei einem Autounfall ums Leben. Der Direktor des Drury-Lane-Theaters fand keine Schauspielerin mehr für die Rolle und verkaufte die Inszenierung an eine andere Bühne, wo die Soubrette Hilliard die Unglücksrolle spielte.

Aber die Dubarry zog auch diese Künstlerin zu sich ins Grab.

Die Soubrette erkrankte plötzlich an einem Leiden, dessen Natur den Ärzten rätselhaft war, und starb plötzlich. Diese merkwürdige Ereignis-Folge kennt im Theaterleben nur einen Präzedenzfall, als in Wien alle Darsteller des Dumas'schen „Kean" starben, bis kein Schauspieler sich mehr an diese Rolle heranwagte. Auch die „Dubarry" mußte in London endgültig abgesetzt werden. Der Theaterdirektor, der die teure Dekoration nicht verwenden kann, hofft nun im Stillen, eine Amerikanerin, die mit dem neuen Zuzug aus Hollywood nach London kommen soll, werde die Unglücksrolle übernehmen. Aber es ist anzunehmen, daß die Hollywooder Stars ebenso abergläubisch sich wie die englischen.

F. H.



Diamanten in Norwegen.

Ingenieure haben bei der Untersuchung des Pasvigtales die überraschende Entdeckung gemacht, daß sich auf der norwegischen Seite des Pasvigälven — ein Fluß, der im Bezirk der Mitternachtssonne Norwegen und Finnland trennt — wertvolle Diamantenlager befinden. Gelehrte vermuteten schon früher, daß sich nicht nur in Südafrika, sondern auch in der Gegend des nördlichen Eismeeres Diamanten und andere Edelsteine befinden müßten. Jetzt hat sich also erwiesen, daß diese Vermutung stimmt. Es zeigten sich auch Spuren von Rubinen. Natürlich fand man die Diamanten in Norwegen nun nicht gleich bergehoch, aber die bisher gefundenen Exemplare und sonstigen Spuren deuten ziemlich einwandfrei auf bedeutende Vorkommen hin. Vor allem sind die Lagerspuren auf weit größere Strecken verteilt als beispielsweise in Südafrika, wo ja bekanntlich die meisten Diamanten gefördert werden, und wenn nicht alles täuscht, kann dieser Umstand entscheidend werden dafür, daß die Diamantenfunde in Norwegen eines Tages viel größer sein werden als im Schwarzen Erdteil. Außerdem kommt noch hinzu, daß die Diamanten im Bezirk der Mitternachtssonne höchstwahrscheinlich Alluvial-Diamanten sein werden, die ja bisher äußerst selten sind und an Wert und Preis die Steine Südafrikas bedeutend übertreffen. In Finnland hofft man nun, daß sich auch auf der finnischen Seite des Pasvigälven Diamantenspuren finden lassen.



* **Geht nicht!** „Taxi gefällig, Herr Baron?"
„Fahren Sie zum Teufel damit!"
„Soviel Benzin hab' ich leider nicht."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.